



# Wege aus dem HAUS der HOFFNUNG

Geschichten ehemals  
wohnungsloser Menschen

# **Wege aus dem Haus der Hoffnung**

**Geschichten ehemals  
wohnungsloser Menschen**



Vorwort	4
Einleitung	6
Andreas P.	10
Andreas R.	12
Anneliese W.	14
Danny R.	16
Dirk H.	18
Horst G.	20
Peter S.	22
Reinhilde L.	24
Renate J.	26
A.	28
Wohnungslosenhilfe der Caritas in Weimar	30
Kontakt	33
Impressum	34

Liebe Leserinnen und Leser,

„Hoffnung ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn hat, egal wie es ausgeht.“ Dieser Satz von Vaclav Havel steht seit vielen Jahren gut sichtbar am „Haus Hoffnung“ und er steht auch für unsere Arbeit mit den Menschen hier.

Hier - am Rand der Stadt und in vielen Beziehungen auch am Rand der Gesellschaft. Einer Gesellschaft, die immer höhere Anforderungen an den Einzelnen stellt, die viele Chancen für seine Entfaltung bietet, aber auch die Möglichkeit des Scheiterns einschließt. Bis zum Verlust der eigenen Wohnung, des Arbeitsplatzes und der menschlichen Beziehungen, die damit verbunden sind.

Für Menschen in solchen Situationen soll das „Haus Hoffnung“ ein Ort sein, an dem sie sich wieder angenommen und wertgeschätzt fühlen. Ein Ort, wo gemeinsam nach kleinen und nach größeren Perspektiven für das weitere Leben gesucht werden kann – wenn möglich auch nach „Wegen aus dem Haus Hoffnung“.

Die Geschichten der hier interviewten Frauen und Männer sind solche Hoffnungs-Geschichten. Unspektakulär und trotzdem eindrücklich erzählen sie von den Erfahrungen des

Scheiterns und des Wiederaufstehens, den durchgemachten Ängsten und den Freuden des kleinen alltäglichen Glücks.

Diese Geschichten bestärken auch uns als Caritas und Diakonie in unserem urchristlichen Auftrag, für Menschen da zu sein, die am Rande der Gesellschaft auf Hilfe und Zuwendung angewiesen sind. Sie bestärken uns in unserem Anspruch, keinen Menschen „abzuschreiben“ oder „aufzugeben“ - gerade dann, wenn er oder sie von vielen anderen schon aufgegeben wurde, manchmal sogar sich selbst.

Verbunden mit diesen Geschichten sei ein herzliches Dankeschön ausgesprochen: zu allererst den Mitarbeitenden, die sich in den zurückliegenden Jahren mit Professionalität und Menschlichkeit dieser oft unbeachteten Arbeit verschrieben haben, und die maßgeblich dafür sorgten, dass manches „Wunder“ geschehen konnte.

Ein Dankeschön auch an alle Kooperationspartner, insbesondere der Weimarer Wohnstätte und der Stadtverwaltung, mit denen wir gemeinsam und engagiert das Ziel verfolgen, auch Menschen „am Rande“ nicht auszuschließen, sondern ihnen eine möglichst umfassende Teilhabe am Leben in dieser Stadt zu ermöglichen.

Danken möchten wir aber auch allen Bürgerinnen und Bürgern dieser Stadt, die bisher und hoffentlich auch zukünftig unsere Arbeit für und mit den Menschen in Not unterstützen.

Zum Schluss sei ein Dank gesagt den Initiatoren dieses Buch: Barbara Hermle, die den Anstoß für dieses Projekt gab, Gilda Bartel, die die Interviews führte und aufschrieb sowie Darja Didenko und Natalja Didenko, die die Fotos und das Layout erstellten.

Ein letzter besonderer Dank gilt den Menschen, die den Mut hatten, ihre Lebensgeschichten zu erzählen und für dieses Buch zur Verfügung zu stellen.

*Weimar, Dezember 2015*



**Bruno Heller**  
*Diözesan-Caritasdirektor  
Caritasverband für das  
Bistum Erfurt e.V.*



**Michael Wenzel**  
*Leiter der Caritasregion  
Mittelthüringen*

**D**ie Idee zu diesem Buch entstand, als ich wieder einmal bei einem ehemaligen Klienten zu Besuch war, den ich jahrelang nicht mehr gesehen hatte.

Ich war ganz beeindruckt davon, wie gut er sich stabilisiert hatte, wie rund sein Leben wirkte und in was für einem gemütlich eingerichteten Zimmer er lebte. Eigentlich war ich fassungslos, da ich ihn seit Beginn meiner Arbeit in der Sozialbetreuung von Caritas und Diakonie im „Haus Hoffnung“ in der Ettersburgerstr. 74-78 kenne und nicht wenige, teilweise heftige Auseinandersetzungen mit ihm zu führen hatte. Er gehörte zu den Bewohnern, denen ich damals kaum Chancen für eine erfolgreiche Entwicklung gab.

Bei diesem Besuch stiegen mir Bilder von Zeiten auf, als er sturzbetrunken vor unserer Einrichtung lag, weil die Beine ihm immer häufiger versagten. Wir sprachen lange miteinander über diese alten Zeiten, als wir manche (verbalen) Kämpfe miteinander auszutragen hatten. Auch über den recht eigenwilligen Weg, den er ging, um dahin zu kommen, wo er jetzt steht, konnten wir reden.

Ich war beeindruckt von dem Mut, der Ausdauer (mit Rückfallerfahrung) und all den kleinen „Wundersituationen“, die dazugehören, damit ein Leben sich so wandeln kann, wie es bei ihm geschehen ist.

Mich beschäftigte dieser Besuch noch lange, denn er ist nicht der einzige Bewohner des Hauses, dem eine erstaunliche Wandlung in seinem Leben gelungen ist.

In mir steigt auch jetzt noch ein Staunen auf, wenn ich sehe, wie diese Menschen teilweise entgegen aller Prognosen wieder in ein Leben hineinflinden, das von uns, die wir uns als Normalbürger bezeichnen, gleicht bzw. sehr nahe kommt.

Mir wurde klar, dass diese Geschichten der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden müssen. Sie sind mindestens so wertvoll wie die Autobiographien vieler Prominenter, die heutzutage auf den Markt gelangen. Sie zeigen, wie wichtig es ist, einen Menschen nicht aufzugeben, egal wie weit „unten“ er ist.

Unsere Arbeit als Caritas an diesem Ort, wo Sterben und Tod (im eigentlichen wie auch im übertragenen Sinn) an der Tagesordnung ist, bekam so wieder einen tieferen Sinn. Und dies in einer Zeit, wo die Frage immer wieder im Raum steht, wie viel für Menschen investiert werden soll, die ganz „unten“ angekommen sind und für die (anscheinend) keine Erfolgsaussichten mehr bestehen. Wo wir oft Antwort geben müssen, ob nicht deutlich mehr Druck, statt achtsamer, wertschätzender Begleitung die Menschen wieder auf die Beine bringt.

Mitstreitende für die Realisierung des Buchprojektes zu finden, war nicht schwer. Wir konnten auf eine bewährte Zusammenarbeit mit Gilda Bartel (freie Autorin) zurückgreifen. Sie hatte bereits Interviews mit Bewohnern des „Haus Hoffnung“ geführt und zu wunderschönen Lebenswegtexten verarbeitet. Auch bei der Grafikerin Natalia Didenko stießen wir auf großes Interesse. Sie brachte die Idee für die Fotos mit und konnte ihre Tochter Darja Didenko dafür begeistern.

Spannender war es mit den Betroffenen selbst. Schnell hatte ich eine Liste zusammen, welche ehemaligen BewohnerInnen ich für das Buch anfragen wollte. Als ich dann Kontakte aufnahm, um nach der Bereitschaft der Betroffenen zu fragen, ihre Geschichten zu veröffentlichen, stellte ich jedoch fest, dass dies nicht ganz so einfach war wie gedacht. Es gab jene, die aus ihrem jahrelangen „Hoch“ langsam wieder abgerutscht waren - aus den verschiedensten Gründen - und plötzlich war Krisenintervention angesagt, anstatt Erfolgsgeschichten aufzuschreiben. Andere hatte ich jahrelang nicht gesehen und sah nun, wie der körperliche Verfall auch ihre Lebensqualität deutlich einschränkte. Bei einem ehemaligen Bewohner musste ich respektieren, dass er seine Vergangenheit hinter sich lassen

wollte. Dann tauchten wieder neue Namen auf von ehemaligen Bewohnerinnen und Bewohnern, deren Weg unspektakulär war, aber leise und beständig gut und beachtenswert. Viele dieser Besuche wurden zu wunderschönen Treffen, bei denen die Freude über das Interesse am eigenen Leben und an dem was gelungen ist, deutlich wurde.

Und das Lernen hörte bei der Entstehung des Buches nicht auf. Gilda Bartel hatte Interviews mit den Betroffenen geführt und aus deren Erzählungen die Texte geschrieben. Als ich diese das erste Mal las, war ich doch sehr erstaunt, wie unterschiedlich Geschichten erzählt werden können. Ich hätte sicher manche Geschichten aus der Zeit im Obdachlosenheim anders erzählt, aber es war uns wichtig, die Menschen selbst zu Wort kommen zu lassen.

Die schwierigen Jahre, zu denen für die meisten auch die Zeit im Obdachlosenheim zählt, werden in den Erzählungen nur angerissen. Die meisten von ihnen verbrachten viele Jahre im „Haus Hoffnung“, mit vermeintlich geringer Perspektive, wieder ein Leben außerhalb zu führen. Ursachen für die Einweisung ins „Haus Hoffnung“ waren starker, langjähriger Alkoholkonsum, teilweise einhergehend mit Verwahrlosung. An-

dere waren im Vorfeld einfach sich selbst überlassen, überfordert im Umgang mit Behörden, alleingelassen oder mit Menschen zusammen, durch die sie dann in weiteres Unglück gerieten. Manche hatten vor der Zeit im „Haus Hoffnung“ auch Jahre auf der Straße hinter sich, andere führten ein „normales Leben“, bis ihnen die Probleme über den Kopf wuchsen und sie der Verlust der Wohnung quasi über Nacht ereilte.

Unsere Aufgabe als Sozialbetreuung im Haus sehen wir vor allem darin, mit den Menschen zu schauen, welche Stützstrukturen sie brauchen, um wieder auf die Beine zu kommen bzw. im „Haus Hoffnung“ ein menschenwürdiges Leben führen zu können. Dies bedeutet grundsätzlich Unterstützung im Umgang mit Behörden und weiteren öffentlichen Einrichtungen zu geben. Bei den Menschen aus den folgenden Geschichten war teilweise einfach die Beantragung eines gerichtlich bestellten Betreuers notwendig, um langfristig wieder ein Leben außerhalb des Hauses zu führen. In einem Fall mussten wir aber auch aufgrund zunehmender Verwahrlosung mit Eigengefährdung die Schritte zur Zwangseinweisung in die Klinik einleiten. Und manchmal gab es auch Angebote von Seiten des Wohnungsamtes oder eines Betreuers für eine frei werdende Wohnung und uns fiel dazu die

passende Person aus unserem Haus ein, die sonst wohl nur schwer eine eigene Wohnung gefunden hätte. Am wichtigsten aber erlebe ich in unserer Arbeit, wertschätzend mit jedem Einzelnen umzugehen - so dass jede und jeder in diesem Haus das Gefühl hat, willkommen zu sein und nicht aufgegeben wird. Denn nur so gewinnen Menschen auch das Zutrauen zu sich selbst, nach dem -zigsten Mal Scheitern wieder aufzustehen und neu anzufangen.

Um diesen Ansatz unserer Arbeit nicht nach Verlassen des Hauses abrupt enden zu lassen, ist mit Unterstützung von Aktion Mensch und der Weimarer Wohnstätte 2008 die Mobile Wohnungshilfe der Caritas entstanden. So kann der begonnene Wiedereinstieg in die Gesellschaft in einem Übergangszeitraum gestützt und gestärkt werden. Ein weiterer, präventiver Ansatz der Mobilen Wohnungshilfe ist eine frühzeitig einsetzende Hilfe, um Wohnungsverlust möglichst noch ganz zu verhindern. Dafür ist im Vorfeld oft eine schnelle, intensive Hilfe notwendig.

Ich hoffe, dieses Buch ist für alle LeserInnen ein Anlass, ihre Bilder und (Vor-)Urteile über Menschen, die ganz unten ankamen, zu überdenken.

Es lädt dazu ein, zu lernen, dass Wunder nun mal einfach zum Leben gehören. Aber auch, dass da-

für im Vorfeld oft viel investiert werden muss. Und es soll alle daran erinnern, die in helfenden Berufen arbeiten oder Entscheidungsträger in sozialen Bereichen sind, dass niemand weiß, wann in einem Leben eine grundlegende Veränderung dran ist, nicht einmal der Betroffene selbst. Dieses Buch soll einen Beitrag dazu leisten, diese Gesellschaft darin zu bestärken, für Menschen, die von allen aufgegeben wurden oder sich selbst aufgegeben haben, Rahmenbedingungen für einen Neuanfang bereit zu halten. Hierfür sind Begleiter notwendig, die mit jedem Menschen immer wieder neu beginnen und gemeinsam danach suchen, was es braucht, um zu einem sinnvollen Leben zurückkehren zu können. Dabei ist neben professioneller Hilfe auch eine Politik gefragt, die keinen Menschen aufgibt. Nicht zuletzt soll es betroffenen Menschen Mut und Hoffnung geben, dass Veränderung zum Guten für jeden und in jeder Situation möglich ist.

Wir freuen uns, diese „Hoffnung“-svollen Geschichten mit Ihnen teilen zu dürfen.



**Barbara Hermle**  
**Dipl. Soz.-päd. (FH)**  
**Sozialbetreuung von Caritas**  
**und Diakonie im Haus Hoffnung**

**E**s ist etwas finster in der Erdgeschosswohnung von Andreas, auch wenn der Baum vor dem Balkon keine Blätter mehr hat. Für den kleinen Flur, der für zwei Menschen zu eng ist, entschuldigt er sich und hilft mir zukünftig aus meinem Wintermantel. Eine sehr funktionale Wohnungseinrichtung, fast karg. Kann sein, weil die Möbel noch neu sind. „Ich brauchte nach fast 10 Jahren mal eine Veränderung“, erzählt er. Alles ist sehr aufgeräumt. Zigaretten und Feuerzeug liegen zueinander geordnet auf dem Tisch.



Bei der Renovierung hat eine Bekannte ihm ein großes Bild auf die eine Wand gemalt. Seine zwei Katzen Susi und Teufel streichen im Wohnzimmer umher als würden sie zuhören, während Andreas ziemlich exakt von seinem bisherigen Lebensweg berichtet. „Ich

war früher schwerer Alkoholiker“ ist der Auftakt. Vielleicht würden einige Soziologen „Wendeopfer“ zu ihm sagen. Zumindest begann nach der Schließung seines Betriebs 1991 der Weg in die schwere Zeit. Seit 23 Jahren ist er arbeitslos. Nach den ersten 5 Jahren wurde der Frust für ihn unerträglich. Daran haben auch die kurzen Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen vom Amt nicht rütteln können. Das viele zu Hause sitzen und Warten überbrückte Andreas in der schlimmsten Zeit mit 10 Flaschen Bier und 3 Flaschen Goldbrand täglich. Die Entziehungskuren halfen nicht weiter, auch weil er nicht aufhören wollte. Er weiß, dass seine Exfrau ziemlich darunter zu leiden hatte. „Wir wären heute noch verheiratet, hätte ich damals nicht so viel gesoffen.“ Er macht ihr keinen Vorwurf mehr dafür, dass sie sich von ihm trennte. Sie haben ein gutes Verhältnis zueinander gefunden. Zu seinen Kindern hat er immer Kontakt gehabt.

Durch die Sauferei verlor Andreas auch seine kleine Einraumwohnung, in die er nach der Trennung gezogen war. So landete er im Obdachlosenheim. Komischerweise hat da sein Alkoholkonsum nachgelassen, so als wäre er endlich ganz unten angekommen und bräuchte den Alkohol dafür nicht mehr. Als das morgendliche „Trockenkotzen“ einsetzte, entschied Andreas, was zu ändern. Schritt für Schritt erreichte er den heutigen Stand. Dabei spielte es durchaus eine Rolle, 2005 wie-

der eine eigene Wohnung zu beziehen. Und als die Katzen kamen, wurde es noch mal weniger mit der Trinkerei. Heute holt er sich zu Anfang des Monats manchmal eine Flasche, aber erst wenn der Kühlschrank voll ist und das Katzenfutter im Regal steht. Wenn sie leer ist, ist sie eben leer und das ist kein Problem. „Es heißt immer: einmal Spritter, immer Spritter. Die Leute kapieren das eben nicht.“

So lebt er seit gut 10 Jahren sein eigenes Leben. Er hat keinen Betreuer und schafft die ganzen Hartz IV Gänge allein. „Manchmal könnte es schon ein Pfennig mehr sein“ ist seine Aussage dazu. „Fast kann man sich als Hartz IV Empfänger Haustiere nicht leisten.“ Durch seinen angeborenen Herzfehler und die schlechten Augen kann er eigentlich nicht mehr arbeiten. Die Wirbelsäule ist auch kaputt. „Da kriegt man kaum Jobangebote.“

Mit seinen 50 Jahren ist er schon acht Mal Opa. Seine Tochter wohnt gleich um die Ecke und kommt dreimal die Woche vorbei, meist am Abend. Sie spielen dann Karten und reden. Seine Tage verbringt er „in der Hütte“ vor dem Fernseher. Gelegentlich besucht er eine Bekannte. Er weiß noch nicht, ob das vielleicht was Festeres mit ihr werden könnte. Er würde gern wieder mehr unter Menschen sein, stellt er plötzlich fest. Am liebsten würde er noch mal in der Kontaktstube im Obdachlosenheim arbeiten, wie

damals. Da haben er und Reinhilde angeregt, dass die Kontaktstube auch am Wochenende geöffnet haben kann. Andreas hat eine soziale Ader, das ist nicht von der Hand zu weisen, auch wenn er zugibt, dass er ein „bequemer Mensch“ ist, „bequem, aber verlässlich“. Ein Jahr lang hat er diese kleine Wohnung mit seinem Sohn und dessen Freundin geteilt, weil die beiden nicht wussten, wohin. Eigentlich würde er gern noch mal umziehen, in eine Zweiraumwohnung, die ein bisschen heller ist, wo Schlafzimmer und Wohnzimmer getrennt sind.

Seit zehn Jahren hält er sich stabil in seinem Leben, was manchmal für Außenstehende etwas düster wirken könnte. Aber er ist sein „eigener Herr und niemandem Rechenschaft schuldig.“

**A**n diesem eklig graunassen Novembertag hat Andreas doch tatsächlich daran gedacht, zu unserem Termin ein Sitzkissen für mich mitzubringen. Wir sind verabredet an dem Ort, wo man ihn jeden Tag, bei Sonne oder Schnee, zwischenhalb zwölf und halb zwei finden kann: auf dem Bahnhofsvorplatz von Weimar.



Er braucht Luft und Bewegung, „obwohl man mit diesem Ding da keine weiten Wanderungen machen kann“, sagt er und zeigt auf seinen Rollator, in dessen Korb die Taschentücher ordentlich neben der Brauseflasche gestapelt sind. Außerdem ist im Pflegeheim nichts los, was ihn interessieren würde.

Er hat sein kleines Einzelzimmer, in dem er die Nachmittage lesend verbringt, ist ansonsten aber ziemlich autark vom dortigen Ablauf. Fast sechzigjährig gehört er zu den Jüngsten und kann sein Leben noch allein bestreiten. Mit den „Küchenweibern“ versteht er sich gut. Die schaffen ihm immer mal eine kleine Leckerei beiseite. Er frühstückt nur, viel mehr braucht er für den Tag nicht. Dann geht er raus. In der Grünanlage vor dem Bahnhof trifft man immer jemanden, mit dem ein kurzes Schwätzchen möglich ist. Er hat keine Kontaktschwierigkeiten. Manchmal schaut er sich auch nur die Menschen an.

Andreas umgibt eine gewisse Uner-schütterlichkeit. Er spricht langsam, aber seine Gedanken sind sehr klar.

Auch wenn seine Augen von einem leichten Schleier getrübt sind, sieht er, was in der Welt geschieht und wundert sich manchmal ziemlich darüber. Was sein eigenes Leben betrifft, versucht er, das Beste daraus zu machen und er sei sowieso nie der Typ gewesen, der sich hängen lässt. Er ist ein freier Mann und das ist viel wert. „Komm, was will ich denn? Bin im Sumpf rumgewatet und hier jetzt erst mal geschützt“, sagt er fast zu sich selbst. Seit 10 Jahren hat er keinen Tropfen Alkohol mehr getrunken. Davor lebte er ein Jahr im Obdachlosenheim (oder vielleicht auch zwei oder drei Jahre) und trank wohl ziemlich viel. Aber

so genau weiß er das nicht mehr.

Er hatte ein Leben als Familienvater und einen Job als Abteilungsleiter im Uhrenwerk. Stress und Scheidung, neuer Versuch und wieder Trennung, Alkohol und falscher Umgang, Wohnungsraumdung, Ankunft im Obdachlosenheim. Jeden Tag um 8 Uhr raus, sich die Tage in der Stadt vertreiben, Geld auf Zuteilung. „Das war kein leichtes Leben. Ich hab schon Einiges durch.“ Dann kam der körperliche Zusammenbruch und er fand sich im Krankenhaus wieder. Er hat nicht mehr vor Augen, dass er auf richterlichen Beschluss aus dem Obdachlosenheim in die Klinik zwangseingewiesen wurde - aufgrund von Selbstgefährdung. Er weiß nicht genau, wer ihm den Platz im Raphaelsheim besorgt hatte, aber nach seinem Klinikaufenthalt ging es direkt dorthin und im Auto auf dem Weg hat er sich geschworen, nie wieder etwas zu trinken. Er hat durchgehalten. Und das erzählt er, ohne besonderen Wirbel darum zu machen, sondern in erstaunlicher Gelassenheit.

Letztes Jahr hat sein Sohn ihn ge- und besucht, nach 30 Jahren. Das war für Andreas ein großes „WOW“. Er hatte immer den Eindruck, für seine erste Frau sei er Abschaum gewesen und sie hätte bewusst jeglichen Kontakt vermieden. Es freut ihn zu sehen,

was für ein geordnetes Leben sein Sohn führt, dass es ihm gut geht, er in einem schönen Haus wohnt und seine eigene Familie hat. Aber um keinen Preis würde Andreas zu ihm ziehen wollen oder zu seinem Bruder oder irgendwo anders hin. „Das würde über kurz oder lang zu Spannungen führen und außerdem will ich auch meine Ruhe haben. Ich will mich nicht ständig um jemanden kümmern müssen oder Verabredungen einhalten. Klar ist es manchmal komisch, so allein zu sein, aber da kann ich wenigstens in Ruhe meine Bücher lesen.“ Gerade ist es ein Doppelband Horrorthriller.

Bevor er seinen Rückweg für heute antritt, raucht er noch genüsslich eine Zigarette. Es ist, als ob Andreas eine Instanz auf dem Bahnhofsvorplatz sei, bei der man anhalten kann, um für einen kleinen Moment inne zu halten, sich was zu erzählen und sich auch ein wenig auszuruhen, bevor das hektische Leben zwischen Zügen, Stationen, Zielen und Wegen weitergeht.

**S**ie hat sich vorgenommen, 100 Jahre alt zu werden. Ihre Augen leuchten, wie die eines jungen Mädchens, wenn sie das sagt. Ein schelmischer Trotz schwingt mit. Dann bleiben Anneliese noch 16 Jahre und ich glaube durchaus, dass sie das schafft.

Sie ist klein und zäh. Ihr Geist ist klar, ihr Wille groß und ihre Stimme sanft.



Sie lebt in ihrer eigenen kleinen Wohnung im Seniorenheim. Die Schwester kommt jeden Tag, um nach ihr zu sehen und ihr die Tabletten zu reichen. Ansonsten braucht Anneliese niemanden. Ihren Einkauf macht sie allein, kocht für sich, worauf sie Appetit hat und isst im Sommer immer

auf ihrem Balkon.

Wenn es schön draußen ist, dreht sie mit dem Rollator ihre Runden oder besucht ihren Sohn Walter. Sie wirkt, als hätte sie kein Problem damit, alt zu sein, auch wenn sie „nur noch zur Hälfte ein Mensch“ ist, weil ihr mittlerweile schon einige Organe fehlen. Aber sie ist nicht jemand, der viel jammert. „Ich will noch ein bisschen leben“, sagt sie mit der Ruhe und Gelassenheit des Alters.

Dieses, ihr jetzige Leben, begann Anneliese mit 70 Jahren.

Als man endlich eine passende Wohnung für sie gefunden hatte, wollte sie nicht weg aus der Etersburger Straße. Nur durch gutes Zureden konnten die Sozialarbeiter im Obdachlosenheim sie zum Umzug bewegen. All das „Gesaufe“, all das Chaos, die „Freunde“, die sich selbst zum Trinken eingeladen hatten, all den Halt des Vertrauten hinter sich zu lassen, machte ihr im ersten Moment Angst.

Sie fürchtete sich vor dem kommenden Alleinsein. „Ich kann es mir heute nicht mehr erklären, warum ich nicht weg wollte, aber ich habe es nicht bereut“, sagt sie. Sie genießt die Ruhe hier sehr. Die Wohnung ist ihr ein Zuhause geworden. Das war das Obdachlosenheim nie. Anneliese ist jetzt froh, die „Gröhlererei“ und den ganzen „Dreck“ von

dort los zu sein. Dazu gehört auch der Alkohol. Seit ihrem Umzug hat sie nichts mehr angerührt. Fünf Jahre stand die letzte Flasche bei ihr im Kühlschrank, bevor sie sie wegschmeißen konnte. Es ekelte sie mit einem Mal an. Sie wollte auch nicht „so elendig zugrunde gehen“ wie ihr Mann, der bereits 1981 verstarb. „Er war bei der Kohle und dann bei der Asche. War ein Herzenguter, aber hat nach der Arbeit eben mit seinen Kumpele immer getrunken.“ Sie hatten harte Zeiten miteinander, erzählt Anneliese. Wie sie nach dem Tod ihres Mannes im Obdachlosenheim gelandet ist, kann sie nicht mehr genau sagen. Das Haus wurde saniert, ja, und Walter hatte damals bei ihr gelebt. Sie kam in die Notwohnung vom Obdachlosenheim. Aber irgendwie ist „das alte Leben weg.“

Manchmal hätte Anneliese gern mehr Menschen um sich, mit denen man sich unterhalten kann. Wer 100 Jahre werden will, muss akzeptieren, allmählich allein zurückzubleiben. Wenn Barbara von der Caritas sie besuchen kommt, freut sich Anneliese sehr. Sie redet mit großem Respekt von ihr. Da ist natürlich Walter - ihr einziges Kind -, um den sie sich kümmern muss. „Er braucht mich“, sinniert Anneliese für sich selbst. Gerade war er im Krankenhaus. Er wird zu Weihnachten bei ihr sein. Sie schläft

dann auf der Couch, weil die für Walter zu klein ist, und er in ihrem Bett. Gelegentlich besucht sie noch ihre ehemalige Nachbarin. Als ich gehen muss, hält sie meine Hand einen Augenblick länger fest, will noch nicht loslassen, bedankt sich dafür, dass ich ein Ohr für sie hatte, sieht unglaublich schön aus: eine zierliche Gestalt mit hellblauen Augen, ein Mädchen, das nicht allein gelassen werden will mit seinen vielen Gedanken und Erfahrungen des Lebens, das aber das Leben zu sehr liebt, um daran zu verzweifeln. Wir lächeln beide.

**W**

Wenn Danny erzählt, hat es etwas sehr Reifes. Eine große Lebenserfahrung spricht sich da aus. Mit seinen 28 Jahren hat er viel gesehen, erfahren und verstanden. In Ruhe und Besonnenheit spricht er, selbst von seinem Aggressionsproblem. Er hat keine Angst davor, seine Geschichte zu erzählen und er kann gut zuhören. Eigentlich wäre er der perfekte Sozialarbeiter, um mit Jugendlichen zu arbeiten, die ähnliche Probleme haben, wie er sie hatte. Das würde er auch gern, aber leider reichen seine Qualifikationen dafür nicht aus. Auf eines jedoch weiß er keine Antwort: Wieso es vor drei Jahren „Klick“ gemacht hat.



Es gab keinen äußeren Anlass für das Beenden seiner Alkoholiker-Karriere. Noch vor fünf Jahren wog er gerade

mal 52 Kilogramm und hatte gelbe Augen. Seit seinem 14 Lebensjahr hatte er getrunken. Mit 18 Jahren hatte er erste Entzugserscheinungen und das ständige Nachdenken über „Beschaffungswege“ stellte sich ein. Mit 20 wurde er zum Spiegeltrinker deklariert, der bereits einige Entgiftungen, Langzeittherapien und sozialtherapeutische Wohnheimversuche hinter sich hatte. Warum? Das kann er heute reflektieren. Panikattacken im Schleizer Umland, wo psychische Probleme oft noch das Gleiche wie „geisteskrank“ bedeuten und seine Eltern auch keine Ahnung von der Materie hatten, führten zum Bier. Danny stellte fest, dass er dann ruhiger wurde, dass die Angst wegging. Von Schleiz nach Lehesten, nach Weimar, nach Erfurt, nach Ilmenau. Er kennt seine örtlichen und seelischen Stationen. Zweimal war das Obdachlosenheim in Weimar dabei. Dort war ihm völlig egal, wie er herum lief. Er hatte keinerlei Ansprüche mehr, weder an sich selbst, noch an die Umgebung. Nur bitte genug zu trinken und damit kamen zugleich seine Gewaltausbrüche, die zu Körperverletzungen Anderer führten. Dass er selbst bereits einmal auf dem Absprung in den Tod war - nachts, im Winter, draußen, betrunken schlafend auf einer Bank - hat ihn nicht abgehalten, weiter zu trinken. Er wusste immer um die Konsequenzen, aber sie waren ihm egal.

Heute ist er stolz auf sich, weil er es geschafft hat. Seit 2012 funktioniert es, auch wenn er nicht weiß, warum. Im Augenblick macht er eine Ausbildung zum Gärtner. Lieber noch wäre ihm Koch oder Tischler gewesen. Aber Hauptsache überhaupt irgendwas machen, was ihn an ein normales Leben anknüpft. Sein Drang, Dinge nachzuholen, die andere in seinem Alter ganz selbstverständlich gemacht haben, ist groß. Er will - ein normales Leben. In der Berufsschule hat er seine Freundin kennengelernt. Seit zwei Jahren hat er seine eigene Wohnung und weiß, was jetzt auf dem Spiel steht. „Vielleicht war ich es auch einfach leid, vielleicht hatte ich auch einfach keine Lust mehr auf dieses Leben zwischen Schnaps, Wut, Heim und Straße.“ Außerdem könnte es durchaus sein, dass das eine, schreckliche Jahr im Knast ihm geholfen hat, vermutet Danny.

Kürzlich ist sein Vater nach langer Krankheit gestorben. Vor diesem Augenblick hatte sich Danny gefürchtet, weil er einer letzten Probe gleichkam. Er hat sie bestanden und den Verlust seiner wichtigsten Bezugsperson nicht in Alkohol ertränkt. Das hätte er fast von sich selbst nicht gedacht. So ähnlich sehen es auch die Sozialarbeiter der mobilen Wohnungshilfe der Caritas, die Danny

in den letzten Jahren auf seinem Weg begleitet haben. Sie freuen sich mit ihm, dass er sich wieder so gefangen hat.

Er hätte gern Kinder und würde lieber in Bayern leben als in Thüringen, am liebsten aber in Tirol, bei Schloss Trautmannsdorf und im Schlosspark arbeiten. Während seines Praktikums zwischen Kakteen und schneebedeckten Bergen hat er sich in die Gegend verliebt. „Das war mein bisher schönstes Erlebnis, dort zu arbeiten“, sagt ein junger Mann mit wachen Augen und Tätowierungen bis an den Hals hinauf, der breitschultrig dasitzt und auch über sich selbst schmunzeln kann. Einen anderen Traum hat er noch, den er aber fast nicht anzusprechen wagt, weil er noch so fern erscheint: mit dem Wohnmobil quer durch Amerika zu reisen. Bis dahin ist noch ein Stück Weg, aber das schreckt ihn nicht.

**D**irks Weg zu einem eigenen Wohnzimmer voller Exoten war ein langer, auch wenn der hagere, sanft wirkende Mann schon immer eine Vorliebe für Reptilien hatte. Die Bartagame Pieksy liegt bewegungslos in ihrem Terrarium und Dirk vermutet, dass ein solches Tier für die meisten Menschen langweilig ist. Die Schildkröte Emma ist zwar bewegungsfreudiger, aber viel machen kann man mit ihr auch nicht. Ebenso wenig mit den Wasserschildkröten Ernie und Bert oder dem Gecko Klumpie.



Aber für Dirk ist es entspannend, seine Tierchen anzuschauen oder zu füttern. Gäbe es mehr Platz, würde er sich noch ein Großterra-

rium mit Schlange zulegen. Die einzige, die einen Ton von sich gibt, ist seine Hündin Sally, die seit einem Jahr bei ihm ist.

Sein neues Leben hat Dirk seit drei Jahren. Die größte Rolle darin spielt seine Tochter Luise und deren kleine Familie. In seiner gut 10 Jahre dauernden Odyssee hatte Dirk nicht viel Kontakt zu seinen Kindern. Auch wenn Luise ihn damals besuchte, war es wohl nicht so toll für sie, ihren Vater im Suff zu sehen, vermutet Dirk richtig. Heute sieht er sie jeden Tag. Dirk lebt im gleichen Haus wie die Mutter seines Schwiegersohnes. So können die beiden der jungen Familie helfen, passen auf die Hunde oder die Enkel auf und spielen abends manchmal Karten. Die Schwiegermutter kocht für ihn mit. Dirk weiß, dass er nicht allein wohnen könnte. „Das wäre mein Untergang.“ Daher war diese Kombination 2011 ideal.

Nach dem schlimmen Fahrradunfall, der sein Bein zerquetschte, kam Dirk unerwarteterweise zu einer größeren Menge Schmerzensgeld. Dieses Geld, diese Chance, diesen Lichtblick wollte er nicht vermasseln. Jetzt geschah, was vorher nicht möglich war. Dirk wollte (!) - seiner Tochter von dem Geld etwas geben, wieder ein eigenes Leben führen, die Familie und die Enkel sehen, dazugehören. Sie war es, die an ihn geglaubt hatte, auch als

er zwei Jahre auf der Straße lebte, im Obdachlosenheim vor sich hin vegetierte zwischen Schnaps und Schlaf, mal wieder aus dem Pflegeheim oder der Entgiftung abgehauen war. Er machte einen kalten Entzug. Die „blanke Sucht“ hörte auf, ihn zu treiben. Für sich selbst kaufte er ein Moped, mit dem er heute seine Wege erledigt, weil das Bein nur noch halb zu gebrauchen ist. An schönen Tagen düst er in den Garten, wo sie Kaninchen und Meerschweinchen zum Verkauf züchten. Er lässt die Dinge auf sich zukommen, fährt dreimal die Woche in eine soziale Einrichtung und arbeitet dort in der Töpferei.

Vor anderthalb Monaten war Dirk das erste Mal nach Jahren wieder im Obdachlosenheim, um zu schauen, wie es dort steht. Sie hatten auch schöne Zeiten da, sagt er. Die Ausflüge und Urlaubsfahrten fand er immer gut. „Lustig war es ja auch manchmal sehr.“ Barbara, die Sozialarbeiterin von der Caritas, besucht ihn noch gelegentlich. Darüber freut sich Dirk immer. Aber er würde nicht wollen, dass Leute aus dem Obdachlosenheim hier her kämen, in sein kleines Reich, „weil die dann vielleicht immer wieder kämen und dann müsste man alles wegräumen, damit nichts geklaut wird“. Und scheinbar ist das auch nicht mehr die Stimmung, die

Atmosphäre, die Dirk sucht. „Mir geht es gut jetzt, ich mache keine Scheiße mehr. Man braucht zum Glück nicht mehr zu überlegen, wo man Zigaretten und Alkohol her kriegt“, sagte er erleichtert. Anfang des Monats bringt sein Betreuer das Geld. Zweimal die Woche geht er zur Plasmaspende. Er hat eine Familie, eine Arbeit, die er mag, sein Reptilienhobby und so eine gewisse Vorsicht vor den Unberechenbarkeiten des Lebens. Außerdem hat er viele Fotos in seiner Schrankwand stehen von Menschen, die ihm was bedeuten und sein Leben lebenswert machen.

**H**orst lächelt freundlich und ist auch sonst ein ganz freundlicher Zeitgenosse. Manchmal lächelt er sogar, ohne dass man weiß, warum. Dann scheinen sich seine Gedanken irgendwo verloren zu haben und er findet den Faden nicht mehr. Er nimmt die Dinge nicht schwer und dramatisch. Selbst die Nachricht, dass sein Bein wegen der Raucherei bis zur Wade amputiert werden muss, hat er gut verkraftet. Jetzt übt er mit der Prothese und versucht, nicht mehr so viel zu rauchen. So ganz funktioniert das jedoch noch nicht. „Sonst ist alles einwandfrei“, sagt er in dieser typisch thüringischen Art. „Hauptsache laufen können.“ Er will spazieren gehen, seinen Einkauf wieder allein erledigen, auch gern ab und zu im Obdachlosenheim vorbeischauen.



Bis 1995 arbeitete Horst als Maurer in Weimar. Er weiß nicht mehr recht, wie er in die Obdachlosigkeit hineingeschusselt ist. Es gab bei ihm keine Alkoholprobleme oder eine andere Lebenskrise, die ihn straucheln lassen hätte. Seine Miete war einfach nur erhöht worden, aber das hatte Horst nicht gleich realisiert. Zwangsräumung wegen Mietschulden. Sechs Jahre arbeitete Horst dann als Hausmeister im Obdachlosenheim, selbst noch, als er sich dort schon nicht mehr mit Andreas und „dem Dicken“ eine Notwohnung teilen musste. Arbeiten braucht er heute nicht mehr. Seine Rente reicht für den alltäglichen Bedarf. Und die Zeiten, wo er gelegentlich zu Fußballspielen von Bayern München oder RW Erfurt gefahren ist, sind eh vorbei. An der Wand über dem Sofa hängen die Fanartikel. Den Hirschteppich über dem Fernseher und die Segelbootmodelle im Regal hat Horst sich beim Vietnamesen gekauft. Es wirkt alles sehr heimelig in seiner kleinen Wohnung. Er hat sich eingerichtet. Jetzt muss er mit seinem Betreuer ein bisschen umräumen, Platz schaffen für den Rollstuhl, der noch kommt.

Eine kleine Rampe wollen sie bauen, damit Horst über die Schwelle auf den Balkon fahren kann. Er versteht sich gut mit seinem Betreuer, nennt ihn beim Vorna-

men. Eines der Fotos an der Wand zeigt eine Fußballmannschaft von hinten, auf deren Trikots sich die Buchstaben zu „Horst Grobe“ zusammensetzen. Das hat sein Betreuer für ihn gemacht. Sonst kommt nicht viel Besuch. Seine Geschwister leben nicht in Weimar, seine Eltern sind verstorben. Er war nie verheiratet und Kinder hat er auch keine. Gestern allerdings war Heidrun, eine Mitarbeiterin im Obdachlosenheim, mal wieder da und hat Kaffee gebracht.

Da ist kein Gram in ihm, kein Gemjammer, keine Traurigkeit. Horst ist selbstgenügsam. Es reicht ihm, manchmal einfach nur fernzusehen. Nachher kommt noch „Texas Ranger“. „Das ist so ein richtiger Draufgänger“, erzählt er kichernd. Sein Blick schweift auch immer wieder nach draußen, über die Brüstung seines Balkons hinweg. Die Menschen auf der Straße anzuschauen, die aus dem Bus steigen, der fast genau vor seinem Fenster hält, findet er auch gut. Er regt sich sogar ein klein wenig über die Hunde auf, die alles vollkacken, aber nicht wirklich. Dann zeigt er noch sein Handy und wie es aussieht, wenn eine Nachricht eintrifft. Auch seinen Computer macht er an, um mir das Kartenspiel zu erklären, das er manchmal spielt. „Es ist gut, hier zu sein“, sagt Horst friedlich. Nur einen größeren Fernseher hätte er gern noch mal.

In den nächsten Wochen wird Peter nach 20 Jahren wieder eine eigene Wohnung beziehen. Er freut sich drauf und hofft, schon bald drin zu sein. Zwar wird das alles etwas stressig, weil er immer erst um 17 Uhr von der Arbeit kommt, aber irgendwie wird es schon gehen. Wir sitzen am Küchentisch, der nicht seiner ist.



Seit gut eineinhalb Jahren lebt Peter in dieser Wohnung, aus der er jetzt „rausgeschmissen“ wird. Aber aus entgegengesetzten Gründen, als jene, welche zu seiner Einreise ins Obdachlosenheim geführt haben. „Ich habe gut 10 Jahre meines Lebens vergeudet“, sagt er. Und damit meint er die Trinkerei. Er hät-

te nicht gedacht, dass er noch mal so auf die Beine kommt. Als einer von sehr wenigen hat Peter sich selbst eingewiesen, nachdem ihm klar wurde, dass er nicht mal mehr eine Tasse allein halten kann, weil die Hand ohne Alkohol zitterte. Außerdem hatte der Arzt ihn gewarnt, dass es „Viertel vor Zwölf“ sei. Nach der Entgiftung entschied er sich für die Langzeittherapie und hat durchgehalten. „Die ganzen Therapeuten haben da in meinem Kopf irgend etwas umgeschaltet. Ich verstehe Leute seit dem anders. Wir haben ganz schön viel beigebracht gekriegt und ich kann das jedem nur empfehlen.“ Für ihn ist es ein Unterschied wie Tag und Nacht - sein Leben jetzt und noch vor drei Jahren im Obdachlosenheim. Wenn er manchmal den Wachmann besucht, will er mit den Anderen gar nicht groß reden. „Hat keinen Sinn, die reden alle immer nur das Gleiche.“ Man braucht einen Willen, um ein neues Leben zu beginnen. Peter selbst hat einige Entgiftungen gemacht und dann doch wieder getrunken. „Man muss auch falsche Freunde wegschieben und sich nichts daraus machen, wenn die das blöd finden“, weiß er heute. Von der Therapie aus wurde organisiert, dass er gar nicht erst wieder zurück ins Obdachlosenheim kam. Stattdessen ging es in eine Nachbetreuungswohnung.

Seit zwei Jahren arbeitet er festangestellt in einer Garten- und

Landschaftsbau Firma, fährt den Transporter zum Einsatzort und amüsiert sich über die Jungen, die immer Angst haben, ihren Job zu verlieren. Diese Angst kennt Peter nicht. Falls er rausgeworfen wird, fängt er einfach wieder bei der Zeitarbeitsfirma an. Mit großer Klarheit und Sicherheit sieht er sein Leben. Er ist flexibel, hat einen Führerschein, keine kleinen Kinder, um die er sich kümmern muss. Da findet er schon wieder einen Job. Die Kinder aus seiner gescheiterten ersten Ehe sind längst groß. Nach der Wende sind sie mit ihrer Mutter nach Frankfurt a.M. gegangen. Sie besuchen ihn manchmal und er lässt ihnen ihre Zeit und den Abstand, den sie zu ihm brauchen oder haben wollen. Für die anderen zwei Kinder, die aus seiner zweiten Beziehung stammen, zahlt er den Unterhalt mittlerweile selbst, sieht sie aber nicht. Er ist in Frieden damit. Es reißt ihn nicht mehr aus seinen Bahnen und hin zur Flasche. Wer weiß, ob sie nicht eines Tages ihren Vater kennenlernen wollen.

Wenn Peter nicht arbeitet, kümmert er sich um seinen Vater und dessen Haus und Hof. Er mag dieses Arbeiten draußen. Da gibt es genügend Abwechslung. Abends ist man K.o. und weiß, was man geschafft hat. Sein Leben ist ruhiger als früher und das mag Peter. Er ist wieder sein eigener Herr.

Dass er jetzt aus der Nachbetreuungswohnung raus muss, um für andere den Platz zu räumen, ist für ihn ein Zeichen dafür, auch wenn er sich alles neu besorgen muss.

Zwei Dinge schwirren ihm noch in der „Platte“ herum, die er gern machen will: sparen, um einmal nach Kanada zu reisen, sich die Forstarbeiten dort anzusehen, „so ein bisschen holzfällermäßig“, lacht er. Und einmal nach Scheibe-Alsbach zurückkehren, an die Goldthalsperre im Thüringer Wald, weil er aus seiner Jugend schöne Erinnerungen an Menschen von dort hat. Vielleicht trifft er sie wieder. Das klingt wie der Versuch, an Schönes aus der Vergangenheit anzuschließen und die schwierigen Jahre hinter sich zu lassen. Na hoffentlich gibt's die Andrea da noch!

**W**

ir fahren mit dem Fahrstuhl in die zweite Etage des großen Hochhauses, auf dessen Flur es wie in einem Studentenwohnheim aussieht. Ihre kleine Einraumwohnung teilt sich Reinhilde mit einer alten Katze, die von Frankfurt a.M. aus vor vielen Jahren über Umwege bei ihr gelandet ist. Morle heißt sie. Seit zehn Jahren wohnt Reinhilde hier und nimmt heute für ihre Nachbarin das „Essen auf Rädern“ entgegen, weil die beim Zahnarzt ist. „Kriegt neue Beißerchen und das mit Dreiundneunzig“, sagt Reinhilde lachend. Ihre eigenen hat sie heute nicht drin, zu faul. Nächsten März wird Reinhilde 60 Jahre alt und zwei ihrer Nachbarn haben fast zur gleichen Zeit Geburtstag.



„Da könnten wir auf dem Flur eine große Partie machen“, lacht sie wieder. Ihren 50sten Geburtstag verbrachte sie hier gerade frisch umgezogen. Bernd, ihr Lebensgefährte, verstarb kurz zuvor unerwartet. Manchmal träumt sie heute noch davon, wie sie ihn fand. Sie hatte ihn wecken sollen für ein Fußballspiel, aber da war er während des Mittagschlafes einfach still und leise gegangen. Für Reinhilde wurde dieser Verlust zu einem Wendepunkt. Nach gut zwei Jahren wollte sie nun unbedingt aus dem Obdachlosenheim raus, Mietschulden abzahlen und ein eigenes Leben beginnen. Über Verbindungen der Sozialarbeiter vor Ort und dem Wohnungsamt bekam Reinhilde ihre Wohnung.

Sie ist bei ihren Großeltern in Hardisleben aufgewachsen und hat dort lange in der Krankenhausküche gearbeitet, bevor sie 1999 nach Weimar kam, um bei ihrer Cousine zu leben. Hier lernte sie Bernd kennen. Ja, sie hat früher auch getrunken und dadurch ihre Arbeit verloren, auch Fehler gemacht. Heute trinkt sie vielleicht mal ein Radler oder ein Glas Wein, aber selten und allein sowieso nicht.

Auch nicht, wenn sie gelegentlich noch in die Kontaktstube ins Obdachlosenheim geht, um zu schauen, wie es so läuft. Dann lässt sie sich von der „Hausfee“ Heidrun, einer Mitarbeiterin der Sozialbe-

treuung, die Haare schneiden. Vor ein paar Jahren arbeitete Reinhilde selbst als Küchenhilfe in der Kontaktstube. Sie hat mit Andreas zusammen angepackt und dafür gesorgt, dass die Leute sich auch am Wochenende dort aufhalten konnten und was zu essen bekommen. Helfen, sich kümmern, Essen kochen oder backen macht Reinhilde gern. Am liebsten isst sie Wickelklöße mit Petersiliensoße. Wenn sie davon erzählt, funkelt es in ihren Augen. Es scheint, ihr sonniges Gemüt und die liebenswürdige Naivität haben Reinhilde immer durch widrige Umstände hindurch geholfen.

Auf dem Balkon steht ein Vogelhäuschen, in dem sich hauptsächlich Kohlmeisen bedienen. Die mag Reinhilde besonders und nennt sie nur „die drolligen Kerle“. Im Bücherregal über dem Sofa findet man „Der Hauptmann von Köpenik“ neben einer Tina-Turner-Biographie und dem Wider-Sternzeichen-Buch - fast alles Erbstücke, in die Reinhilde selten mal reinschaut. Wenn ihr langweilig ist, spielt sie eher eine Runde Majong auf dem Computer. Es ist ein ruhiges Leben, welches Reinhilde heute führt. Ein kleines Leben mit kleinen Beträgen, denn reich ist sie nie gewesen. Von ihrer Erbschaft aus dem Gartenverkauf konnte sie immerhin die Haushaltskasse aufbessern.

Große Wünsche hat sie nicht, will nur, dass die Arthrose sie nicht so quält. Klar ist es auch manchmal „Scheiße“, einsam. Aber zurück in die Ettersburgerstrasse sehnt sie sich nicht. „Und außerdem ist das doch bei Jedem mal so“, lacht sie und sucht sich etwas, woran sie sich freuen kann.

**R**enate muss langsam gehen, wenn sie vom Sessel aufsteht, um die Fotos ihrer Enkel aus dem Schrank zu holen. Ihr Rücken ist gebeugt, ihr Knie kaputt. Sie hat sieben Enkelkinder, die sie meist am Wochenende besuchen kommen - in Blankenhain, wo Renate mit ihrem Sohn Maik seit 2011 lebt.



Sie stammt von hier, hat aber die meiste Zeit ihres Lebens in Weimar verbracht. Fast 10 Jahre davon im Obdachlosenheim. „Tja, mein Mann brauchte viel Geld, wir hatten Mietschulden.“ Sie spricht mit zarter Stimme, sucht die Jahre in ihrer Erinnerung. Bis 1996 arbeitete Renate bei der Bahn als Reinigungskraft, ihr Mann als Gepäckarbeiter. Dann wur-

den sie gekündigt. Bevor die fünfköpfige Familie ins Obdachlosenheim kam, gab es öfter mal Ärger mit dem Vermieter wegen Lärm.

Dieser Lärm begleitete Renate auch ins Obdachlosenheim. Sie weiß noch, wie furchtbar es war, wenn einige der Bewohner betrunken waren und so laut, dass die Kinder nicht schlafen konnten. Sie selbst hat nie getrunken. Es lebten auch andere Familien dort. Die Kinder spielten miteinander. Ihr großer Sohn Thomas ist mittlerweile sogar mit der kleinen Melanie von damals verheiratet. Als alle Schulden abgezahlt waren, konnte Familie Jansche den Schritt hinaus gehen und bezog eine neue eigene Wohnung. Ihr Betreuer half dabei und tut das auch heute noch. „Das war wie in ein normales Leben zurückkehren“, erzählt Renate. Wenn man in einer Notwohnung im Obdachlosenheim lebt, gibt es Regeln, an die man sich halten muss. Man darf zum Beispiel keinen Besuch über Nacht empfangen oder keine Tiere halten, was sie immer schade fand. Deshalb ist es etwas ganz anderes, eine eigene Wohnung zu haben. Es gibt aber auch gute Erinnerungen an diese Zeit. Maik wühlte dort gern im Gemeinschaftsgarten und legte Beete an. Heute arbeitet er im Garten- und Landschaftsbau. Mit manchen Namen verbinden beide was Positives. Renate nennt sie alle, Bewohner und Sozialarbeiter, bei

ihren Zunamen mit einem Herr oder Frau davor. Das hat etwas sehr Feines und Zurückhaltendes. Diese zierliche Person hat sich meist allein um ihre Kinder gekümmert, weil ihr Mann zwar da war, aber nie was gesagt hat, wenn es Ärger gab. Als er 2007 verstarb, tauchte bei ihr der Gedanke an eine Rückkehr nach Blankenhain auf. Ihre Schwester lebt noch hier und sie hat einige alte Bekannte. „Jetzt hab ich es gut“, sagt Renate ohne besonderes Lächeln, aber mit einem Ton tiefer Erleichterung in der Stimme. Sie hat einen kleinen Hund, der Sissi heißt und zwei Katzen. „Hier ist meine Heimat“, sagt sie noch und es klingt, als sei Renate nach einem anstrengenden Leben angekommen in einer Ordnung und Ruhe. Es ist friedlich geworden. Im Garten haben Renate und Maik Tomaten angepflanzt und Erdbeeren. Seit diesem Sommer gibt es sogar eine Gartenlaube, in der man übernachten kann.

Beide freuen sich über die Idee mit dem Buch und über das Foto von ihr, welches dort gedruckt wird. Wenn auch die zurückliegenden Jahre nicht immer leicht waren, sind sie doch ein Teil von ihrem Leben. Und wenn die Knie-Operation nächsten Frühling gut geht, will Renate ihre aus der Zeit im Obdachlosenheim stammende Freundin Reinhilde in Weimar endlich mal wieder besuchen fahren.

**E**s gibt viele Gründe, warum man anonym bleiben will. Dabei findet A. ihre Station im Obdachlosenheim, die ungefähr ein halbes Jahr dauerte, überhaupt nicht schlimm. Sie hatte ein Bett, immer saubere Wäsche und eine warme Dusche. Tagsüber ging sie in ihre Beschäftigungsmaßnahme, zum Schlafen kam sie zurück. „Ich habe ja nie auf der Straße gelebt“, sagt sie. Die Wochenenden waren manchmal nervig. Man musste halt früh raus und durfte erst um 16:30 Uhr wieder in sein Zimmer. Sie kam aber mit allen klar und hat nie in irgendeiner Art Gewalt erfahren. Bei den Sozialarbeitern von Caritas und Diakonie fand sie offene Ohren für ihre Geschichte. Manchmal musste sie sich selber sagen, dass sie nicht zum Personal gehöre, sondern hier wohne. Aber ansonsten braucht sie auch heute



noch nicht viel mehr, um zu leben. Ihre Wohnung ist groß und stilvoll, aber sehr schlicht eingerichtet. Man findet wenig Nippes, dafür klare Formen und ruhige Farben. Auf dem Sideboard liegen halb gebundene Weihnachtskränze in Silber, die A. noch fertig machen will. Es fliegt nichts herum, kein Geschirr steht in der Küche, alles hat seinen Platz. A. liebt diese Ordnung und man kann sich kaum vorstellen, dass ihr Leben einmal so chaotisch gewesen sein soll.

Nach dem Schock, den der Tod ihres Vaters auslöste, hörte sie auf, zur Uni zu gehen. In ihrer Mutter, die zwar weiter Geld gab, aber nicht zuhörte, fand sie keine Hilfe und wollte diese auch nicht. Zu groß waren die Erwartungen und der Druck. Als planmäßig das Studium hätte zu Ende sein sollen, blieben die Überweisungen aus. A. konnte ihre Miete nicht mehr bezahlen und begann, wichtige Post zu ignorieren. Viel später stellte sie fest, dass darin schon Hilfsangebote gemacht wurden.

Ungläubig schüttelt sie den Kopf, wenn sie davon erzählt, als könne sie selbst nicht fassen, was damals eigentlich los war. Etwas hatte sie tief im Innern gepackt und ihren Willen lahm gelegt. Irgendwann kam die Zwangsräumung. Mit einem Koffer erreichte A., durch die Schuldnerberatung dahin verwiesen, das Obdachlosenheim. „Ich kann rückblickend nicht sagen, wieso, weshalb.

Ich hätte mir wohl eingestehen müssen, dass ich vor einem Nichts stand, ohne Abschluss, ohne Arbeit, ohne Geld. Das konnte ich nicht.“ Vielleicht stand A. in der Zeit auch in einem Nichts, orientierungslos und haltlos. Mit einer Rechtsanwältin, die sie in ihrer Maßnahme kennengelernt hatte, fing sie gerade an, ihr Leben zu sortieren. Da stand ihre besorgte Mutter im Obdachlosenheim und organisierte eine neue Wohnung. Eigentlich hätte A. das gern allein geschafft und dafür in Kauf genommen, länger obdachlos zu bleiben. Langsam und mit einigen Tränen kehrte sie in ein normales Leben zurück. An der Uni schrieb sie sich wieder ein und beendete ihr Studium. Dann suchte sie sich eine Stelle, in der sie noch heute tätig ist. Den Bauingenieur hatte A. gewählt, weil sie in einem Beruf arbeiten wollte, der möglichst wenig mit Menschen zu tun hat, um nicht die Probleme anderer mit nach Hause zu nehmen. Seit gut einem Jahr arbeitet sie die halbe Zeit in der Pflege. „Ich finde es gar nicht mehr so schlimm, die Themen mit nach Hause zu nehmen“, meint sie mittlerweile. Sie kann dort sehen, wie sich die Gesellschaft wandelt, die Familiensituationen verändern. Und sie findet es schön, dass man Menschen hilft, im Leben zu bleiben. „Das kann ein Lichtpfeiler, den ich für ein Stadion konstruiere, nicht.“ A. plant, ganz ins Pflegedienstgeschäft überzuwechseln und ihren alten Beruf an den Nagel zu hängen. Ob das was mit ihrer Geschichte zu tun hat, kann sie

nicht sagen. Von der Zeit im Obdachlosenheim hat sie weniger Schaden genommen, als durch die schwierige Beziehung zu ihrer Mutter, sagt sie heute. Außerdem lebt sie mit dem Vertrauen, dass alles, was geschieht, schon einen Sinn hat. Deshalb war das Leben im Obdachlosenheim für sie nicht in dem Sinne schrecklich, wie man als Außenstehender meint.

Ihren Freunden hat sie trotzdem nie davon erzählt. Es ist nie herausgekommen, dass sie wohnungslos war und massive finanzielle Probleme hatte. Niemand in ihrem heutigen Umfeld kennt dieses Kapitel ihres Lebens. Denn A. hat die Erfahrung gemacht, dass nicht alle Menschen in der Lage sind, offen Fragen zu stellen oder Unsicherheiten mit dem Thema Obdachlosigkeit auszudrücken. Sie hat erfahren, dass Kontakte abgebrochen sind, nachdem sie von ihrer Zeit im Obdachlosenheim erzählt hat. A. fürchtet diese unangenehm befangene Atmosphäre, in der niemand zu fragen wagt, aber Bilder oder Vorurteile im Kopf bereits arbeiten. Sie müsste aushalten, dass man sie eventuell nicht mehr als diejenige sieht, die sie ist, sondern vielleicht bewertet, verurteilt, misstraut, verachtet, sich abwendet. Und so stark ist sie nicht, zu ertragen, ganz allein zu sein, sagt A. Deshalb scheint es ihr manchmal, als sei sie zwar wieder mittendrin im gesellschaftlichen Leben, aber durch ihre Geschichte im Obdachlosenheim doch immer ein wenig außen vor.

## **S**oziale Betreuung von Caritas und Diakonie

Seit 2003 verantworten wir als christliche Wohlfahrtsverbände gemeinsam die Soziale Betreuung im Obdachlosenheim, das seit 2013 den Namen „Haus Hoffnung“ trägt.

Unsere Aufgabe besteht in der Beratung und Betreuung der Betroffenen in ihrer aktuellen Situation und den sich daraus ergebenden Themen: sie erhalten Unterstützung bei bürokratischen Fragen und finanziellen Problemen, bei der Wohnungssuche und Gesundheitsvorsorge, bei der Suche nach Beschäftigungsmöglichkeiten und der Bearbeitung weiterer persönliche Probleme wie auch möglicher Perspektiven. Hinzu kommen zahlreiche sozialpädagogische und organisatorische Aufgaben, die das Zusammenleben im Haus betreffen.

Ein zentrales Anliegen unserer Arbeit ist es, den hier gestrandeten Menschen mit Achtung und Wertschätzung zu begegnen und ihnen die Anerkennung und Aufmerksamkeit entgegenzubringen, die sie andernorts bisher selten erfahren haben, was - neben vielen anderen Ursachen - oftmals einen Teil ihrer Lebensgeschichte mit begründet

Wir engagieren uns im Gemeinwesen und treten anwaltschaftlich für wohnungslose Menschen ein. Unsere Arbeit leisten wir in einem gut vernetzten Hilfesystem mit freigeinnützigen, kirchlichen, staatlichen und privaten Partnern.

Um unsere Klienten in beiden Diensten ganz konkret zu unterstützen, sind wir in unserer Arbeit auch auf Spenden angewiesen. Sie ermöglichen uns, unabhängig und flexibel auf individuelle Nöte zu reagieren bzw. zusätzliche Hilfen und Angebote für Einzelne und Gruppen zu finanzieren. Dazu zählen einmalige Beihilfen in finanziellen Notlagen, die Kosten für Tagesausflüge, zeitlich befristete Projekte, Feste und Feiern.

In geringem Maß können wir auch Sachspenden (Möbel und Kleiderspenden) im „Haus Hoffnung“ entgegennehmen. Dabei gilt: notwendig ist alles, was in einer Einzimmer-Wohnung gebraucht wird. So können wir unseren Bewohnern beim Umzug eine kleine Grundausstattung mitgeben.

## „Haus Hoffnung“

Das „Haus Hoffnung“ ist das Obdachlosenheim der Stadt Weimar in der Ettersburgerstr. 74-78. Es ist unterteilt in ein Übernachtungsheim und mehrere Notwohnungen.

Im Übernachtungsbereich für Alleinstehende kann Krisenintervention und Soforthilfe in Form eines Schlafplatzes, der Möglichkeit zum Duschen und einer Kochstelle geleistet werden. Die Mehrbettzimmer können in den Nachtstunden zum Schlafen genutzt werden, tagsüber besteht die Möglichkeit, sich in der Kontakt- und Wärmestube aufzuhalten. Es gibt hier Schlaf- und Aufenthaltsplätze für ca. 20 Personen.

Im Bereich der Notwohnungen leben überwiegend Menschen mit körperlichen und seelischen Einschränkungen, die bereits seit vielen Jahren wohnungslos sind. Entweder konnte für sie bisher kein adäquater Wohnraum außerhalb des Hauses gefunden werden oder die Menschen sehen für sich selbst keine Perspektive mehr für ein eigenständiges Wohnen außerhalb des Hauses.

Darunter befindet sich auch die Gruppe der mehrfach chronisch kranken Menschen. Diese alt gewordenen, teilweise suchtabhän-

gigen und oftmals pflegebedürftigen Wohnungslosen sind eine besondere Herausforderung für unsere Mitarbeitenden und das gesamte Hilfesystem. Mit den zur Verfügung stehenden begrenzten Ressourcen und mit Unterstützung von Pflegediensten und Hauswirtschaft versuchen wir, eine verantwortbare, dem Einzelfall angepasste Hilfe zu entwickeln.

Schließlich können Zimmer in Notwohnungen auch an Wohnungslose für einen begrenzten Zeitraum vergeben werden, um in dieser Zeit mit intensiver Begleitung eine eigene Wohnung bzw. geeignete Wohnform zu finden.

In diesen Notwohnungen hat jede/r ein eigenes Zimmer. Insgesamt ist hier Platz für 40 Personen.

Zur Zeit leben etwa 40 wohnungslose Menschen im „Haus Hoffnung“.

Der Dienst entstand 2008 aus den Erfahrungen der Sozialen Betreuung im „Haus Hoffnung“. Mancher Einzug in das Haus hätte im Vorfeld durch eine intensivere Hilfe verhindert werden können. Daraus entwickelte sich die Idee der Mobilen Wohnungshilfe, die über „Aktion Mensch“ in den ersten 3 Jahren finanziert wurde. Inzwischen unterstützt die Weimarer Wohnstätte die Beratungsarbeit, intensivere Unterstützung wird über Hilfen in besonderen Lebenslagen und über die Eingliederungshilfe nach §67 oder §53 SGBXII geleistet.

Ziel des Dienstes ist die Verhinderung und Beseitigung von Wohnungslosigkeit. Da meist komplexe Problemlagen zu Wohnungsverlust führen, bildet die Sicherung des Wohnraums die Grundlage für eine weiterführende ganzheitliche Hilfe, um so die möglichen Ursachen der Notsituation angehen zu können.

Nicht nur Wohnungsverlust soll verhindert werden, auch für Menschen, die bereits von Wohnungslosigkeit betroffen sind, besteht die Möglichkeit, durch längerfristige, intensivere Begleitung wieder eigenen Wohnraum zu finden und diesen auch zu erhalten.

Um diese Ziele zu erreichen, bieten wir Hilfe und Beratung bei der

Erhaltung und Beschaffung von Wohnraum, der Schuldenregulierung, Unterstützung im Umgang mit Behörden, Institutionen, Vermietern und Arbeitgebern, bei der eigenen Haushaltsführung und gesundheitlichen Problemen.

Dabei leisten wir verstärkt aufsuchende Hilfe und erreichen somit auch Menschen, bei denen die Hemmschwelle sehr groß ist, sich an entsprechende Beratungsstellen zu wenden.

Als weitere, sehr erfolgreiche Hilfe für Menschen, die momentan keine Chance auf eine eigene Wohnung bei Vermietern haben, hat sich die befristete Anmietung einer Wohnung durch die Caritas erwiesen, die bei entsprechend positivem Verlauf dann auch in ein direktes Mietverhältnis umgewandelt wird. Voraussetzung für Betroffene ist die Bereitschaft, sich auf eine intensive Begleitung über einen längeren Zeitraum einzulassen.

Besonderen Wert legen wir in unserer Arbeit auf eine gute Vernetzung und Kooperation mit bereits bestehenden Beratungsstellen und den verschiedensten Fachdiensten.

Wenn Sie mehr über unsere Arbeit wissen wollen, können Sie gerne mit uns Kontakt aufnehmen:

**Soziale Betreuung von Caritas und Diakonie im „Haus Hoffnung“ Weimar**

Ettersburger Strasse 74

99427 Weimar

Tel.: 03643/ 808273

Fax: 03643/ 811984

[olh-we@caritas-bistum-erfurt.de](mailto:olh-we@caritas-bistum-erfurt.de)

[www.caritasregion-mittelthueringen.de](http://www.caritasregion-mittelthueringen.de)

**Mobile Wohnungshilfe Weimar**

Thomas-Müntzer-Str. 18

99423 Weimar

Tel.: 03643/202149

Fax: 03643/202163

Mobil: 0151/23292825

[mwh-we@caritas-bistum-erfurt.de](mailto:mwh-we@caritas-bistum-erfurt.de)

[www.caritasregion-mittelthueringen.de](http://www.caritasregion-mittelthueringen.de)

- Texte: Gilda Bartel, freie Autorin  
gildabartel@gmx.de
- Fotos: Darja Didenko,  
Studentin an der Uni Jena  
(Philosophie, Kunstgeschichte und  
Filmwissenschaft)
- Layout: Natalja Didenko, Grafikerin und Herausgeberin  
der Zeitschrift „МАМЫ ДОЧКИ И СЫНОЧКИ“  
mamis-und-kinder@web.de
- Titelfoto: Hiero, pixelio.de



Herausgegeben von:  
**Caritasverband für das Bistum Erfurt e.V.**  
**Caritasregion Mittelthüringen**  
unveränderte Nachauflage 04/2018  
Regierungsstr. 55, 99084 Erfurt  
Tel: (0361) 5 55 33 00  
crmth@caritas-bistum-erfurt.de  
[www.caritasregion-mittelthueringen.de](http://www.caritasregion-mittelthueringen.de)

Wir freuen uns über Spenden zur Unterstützung unserer Arbeit  
unter dem Stichwort „Wohnungslosenhilfe Weimar“  
Caritasregion Mittelthüringen  
Pax Bank eG  
IBAN : DE 03 3706 0193 5003 0000 11  
SWIFT/BIC: GENO DE D1 PAX

